

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift

Band: 13 (1909)

Artikel: Jacob Spöndllys Liebschatten [Schluss]

Autor: Huggenberger, Alfred

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-574919>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

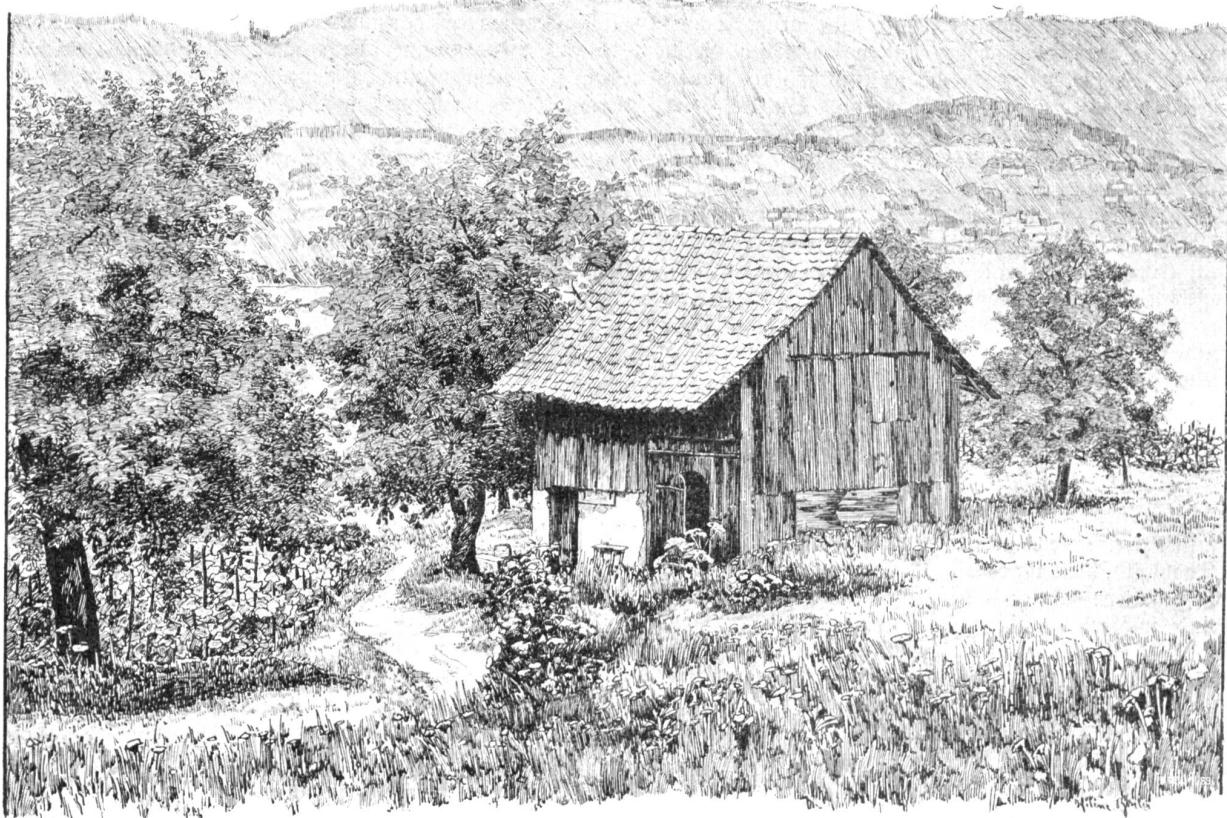
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 21.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Motiv aus Erlenbach am Zürichsee. Nach Federzeichnung von Helene Tobler-Bogler, Zürich-Kaufbeuren.

Deheim!

Scho, wo ich na en Bueb bi gſi,
Da hät mer welle ſchine,
's heb nüd ſo goldige Sunneſchi,
So froh lüt's niene Betſiit i
Wie-n-i mim Land, mim chline.

Eis Tags han i es Schätzli gha
Und 's Herz voll Lust zum Wandre,
Da ſind mer furt bergab, berga:
O Land, mis Land, wie biſt du da
Schön gſi vor alle-n-andre!

Nüd oft iſt 's Glück eim fründli gſinnt —
Was ſollt i chlage, truure?
Es gahd deheim ſo freie Wind
Und d' Wolke ziehnd ſo hoch und gſchwind,
De Chummer cha nüd duure.

Emal wird's ſi, mis Schwizerland,
Da ruſcht e Tanne neime,
Da ſtahd en Firn im Abigbrand:
Da ſchlaf i anere ſtille Gant,
Und guet ſchlaſt ſi's — deheime!

Ernst Zahn.

Jacob Spöndlys Liebſchaffen.

Erzählung von Alfred Huggenberger.
(Schluß).

In voller Siegeszuversicht ſtieg Hulda in ihre Kammer hinauf und ſtaubte mit großer Liebe und Sorgfalt den Gipsengel ab, der auf ihrem Nachttisch stand und den ſie aus eigenem Gelb von einem Feilträger gekauft hatte. Von dieser Figur versprach ſich Hulda Wäckerli viel. Sie mußte am feſtlichen Tag statt der grünen Milch-

töpfe auf dem Wandgestell ſtehen und neben den roten Papierblumen und dem durchbrochenen Kommodenüberzug vom Kunſtſinn der Besitzerin Zeugniſ ablegen. Noch am gleichen Abend ſchrieb ſie in gewählten Ausdrücken die Einladung an Herrn Spöndly. Sie häkelte nachher bis nach elf Uhr an einem angefangenen Kom-

modenüberzug und kämpfte daneben eine große Schlacht mit einem Heer von schönen und wunderlichen Gedanken, die von allen Seiten auf sie eindrangen, einer den andern wegschiebend und verdrängend. Sie sah Herrn Spöndly lebhaftig neben sich sitzen und hörte, wie er ihr leise ins Ohr flüsterte: „Fräulein, Sie sind zu gut für Ihre Umgebung...“ Ach, wie wollte sie neben ihm glücklich durchs Leben w Allen! Immer trug sie eine Rosaschürze mit gestreiften Bändern. Ach, keine Röben, keine Rübenfelber! Und kein Heut und keine Kartoffelernte! Jacob Spöndly! In Huldas Herzen klang der Name wie Musik. Sie nahm immer und immer wieder die Blumenkarte, die ihn trug, aus dem Album, freute sich daran und las deren sinniges Sprüchlein:

„Du schaust in dieser Rose mild,
Mädchen, deiner Schönheit Bild!
Schön sind Rosen, schön sind Nelken,
Welche blühen und nie verwelken!“

Nun fiel ihr plötzlich ein, daß am Sonntag vielleicht Julius Kleiner wiederkommen würde. Seine Mutter, das „Tagblatt“, hatte ihr eben gestern eine große Lobrede über ihn gehalten: wie er so häuslich sei und kein Bier zuviel trinke und wie man ihm in der Stadt auf dem Bureau, wohin er jeden Tag mit der Bahn fuhr, bereits wieder mit dem Lohn gestiegen sei. Er habe jetzt hundertundzwanzig Franken im Monat und komme bald noch höher, wegen seiner schönen Handschrift. Julius Kleiner hatte Hulda zum letzten Namenstag zwei silberne Teelöffel geschenkt. Sollte sie ihm wohl das Angebinde zurücksenden? Nein, das wäre noch verfrüht! Ein paar Wochen ließ er sich schon noch hinhalten... Julius Kleiner war zwar schon zweihunddreißig und bei den Mädchen nicht besonders angesehen. Ein gutes Herz konnte er indes doch haben, nach den Teelöffeln zu schließen...

Zum Ende wurde aber sein Bild doch von dem andern, größern unerbittlich verdrängt. Huldas letzter Gedanke vor dem Einschlafen, der höchste Turm auf ihrem Traumschloß war Jacob Spöndly — — —

Etwa eine Woche später konnte der neue Verweser konstatieren, daß er nun bereits vier obligaten Säuliessen sozusagen als Hauptperson beigewohnt. Er schritt eines Abends in starker Erregung in seinem Zimmer auf und ab. Schon wieder zwei neue Einladungen! Dazu die bereits vorliegende von Gemeinderat Wäckerli! Er war keineswegs darüber im Zweifel, daß sein Magen punkto Aufnahmefähigkeit den eigenen Rekord nicht mehr schlagen konnte. Ja, es konnte nicht so weiter gehen, wollte er nicht seiner Gesundheit den Todesstoß geben! Immer, wenn er glaubte, das Neuerste getan zu haben, war noch ein Umgang da, und es hieß hartnäckig: „Nehmt doch noch ein Bröckli, Herr Lehrer; Ihr eßt ja gar nicht!“ oder: „Trinkt doch auch; der macht Euch gewiß nichts, der ist nicht gedoptert!“

In der Verzweiflung hatte er heute die Line Steiner um Rat gefragt. Die hatte nur gelacht und am Ende gemeint, wenn er, Spöndly, sich verloben würde, dann würde das alles bald von selber aufhören.

Natürlich, auf diesen Punkt lief ja in Frieniswies alles hinaus! Wenn er sich verloben würde...

Jacob Spöndly war zwar zur festen Überzeugung gelangt, daß dieser Ort für einen Junggesellen nicht der geeignete sei; aber er dachte noch nicht von ferne daran, seinen Grundsätzen untreu zu werden. Dem unheim-

lichen Kartenregen gegenüber hatte er sich ganz passiv verhalten. Hans Steiner hatte ihm vertraulich mitgeteilt, daß sich wahrscheinlich jemand einen Scherz mit ihm erlaubt habe, wie das auf dem Land öfters vorkomme; er müsse sich gar nichts daraus machen. Richtig hatte darauf die Neckerei bald aufgehört. Er sagte sich, daß auch alle übrigen Vorstöße gegen seine Selbstständigkeit bei gänzlicher Ignorierung schnell abflauen müßten. Nach wie vor machte er fleißig Eintragungen in sein Logbuch. Er gab sich selber fortgesetzt Versicherungen der unwandelbarsten Standhaftigkeit und betrachtete das Buch als seinen Vertrauten und Verblüdeten. Gegen Line Steiner schrieb er sich in eine richtige Feindschaft hinein. So hieß es in einer Notiz unterm 4. November: „Eine förmliche Julia Gärnli-Natur! Hat ohne Zweifel keine geringere Absicht als die, mich an sich zu fesseln und mir dann eine Niederlage zu bereiten. Sagte heute höhnisch, es sei keine Kunst, Junggeselle zu sein, wenn man keine bekommen könne. In ähnlichem Falle würde sie sich auch entschließen, eine alte Jungfer zu werden... Hat natürlich keine Ahnung davon, wie nahe Pflegers Lydia nach der Mezgele neben mir gesessen und daß sie mir seither täglich durchs Schulfenster zunißt, wenn sie in den Konsumladen geht. Auch Verena Wäckerli gibt sich keineswegs Mühe, ihre Zuneigung für mich zu verbergen. Dieses Zweigefürti fängt an, sich an meinem Firmamente stark bemerkbar zu machen. Halte mich aber in genügendem Abstand. Beim Überdenken hat jede von den beiden einen Vorzug: Lydia ist einzige Tochter, Vreni dagegen hat die Ähnlichkeit mit Olga Schmidler für sich. Fühle mich beiden Faktoren mehr als gewachsen. Line Steiner trug heute Gretchenfrisur. Foppie mich wieder wegen den Säuliessen. Sagte ihr offen, daß mir diese Neckereien unsympathisch seien... (Wenn ich mich jemals verheiraten würde, müßte meine Frau jedoch die Böpfe immer so aufzubinden). Könnte dieses Mädchen ernstlich hassen, schon weil sie keinen Sinn für Literatur hat. Sagte neulich, als ihr ein gedrucktes anonymes Lenzgedicht von mir zeigte, es nehme sie wunder, was die gelehrten Leute an der gleichen Reimerei herausfinden können!! „Der Mai ist gekommen“ sei denn doch viel schöner...“

Jacob Spöndly wollte auch heute eine kurze Notiz in sein Logbuch eintragen: wie er sich am Säuliessen im Grundhof wegen der triefenden Speckschnitten geärgert und wie es bei Höflibauers stark nach Stallkleidern gerochen habe, auch daß die Anna Wenk seinetwegen den reichen Witwer in Reute nehmen könne usw. Da fielen ihm die jüngsten Einladungen wieder ein, und er saßte den plötzlichen Entschluß, sie in aller Form abzulehnen. Schon eine Viertelstunde später befand er sich auf dem Weg ins Unterdorf, wo er dem Mettler und dem Kehlhofbauern persönlich für ihre Freundlichkeit danken und ihnen des bestimmtesten mitteilen wollte, daß er infolge Arbeitsüberhäufung leider nicht mitmachen könne. Als er bei Gemeinderat Wäckerli vorbeiging, kam es ihm plötzlich in den Sinn, daß er in diesem Fall konsequenterweise auch hier absagen müßte... Da gab er sein Vorhaben kürzerhand auf und wandte seine Schritte nach der dem Wäckerlichen Hause gegenüberliegenden Wirtschaft zum Frohsinn. Die Frohsinnwirtin bewillkommnete ihn mit ausgeübter Freundlichkeit. Es freue sie sehr, daß man ihn auch

wieder einmal sehe und sie hätte schon lange ein Anliegen. Nämlich in etwa vierzehn Tagen sei Meßgete und da dürfe er unter keinen Umständen fehlen; sein Vorgänger, der Herr Meier, sei auch jedesmal gekommen und es sei immer sehr gemütlich gewesen. Jacob Spöndly sagte, er sei zwar zurzeit etwas stark in Anspruch genommen, namentlich mit den Korrekturen, aber müsse gestehen, daß ihn die Einladung ehre und daß er sie nur mit dem größten Vergnügen akzeptieren könne.

Drittes Kapitel.

Von einem Säulissen und dessen mittelbaren und unmittelbaren Folgen. Wie etwas Unerwartetes geschieht, auch wie das Loggbuch verabschiedet wird und schließlich eine glückliche Landung erfolgt.

Bei Gemeinderat Wäckerlis war alles Erwartung. Das weiße Tischtuch mit dem roten Streifen in der Mitte und Frau Rosas Mädchennamen R. R., Rosa Rümmeli, auf den sie immer noch stolz war, trug sogar Silberzeug. Die Bestecke waren kunstgerecht aufgespanzt; auf dem für Herrn Spöndly bestimmten Teller lag eine Visitenkarte mit der Bleistiftnotiz «Bon appétit!» Auf der Rückseite las man:

Hulda Wäckerli,

Renens sur Roche, Canton de Vaud.

Von diesen Visitenkarten hatte Hulda während ihrer Pensionszeit fünfzig Stück drucken lassen. Die Mehrzahl davon hatte sie nachher als bleibendes Andenken mit nach Hause gebracht und benützte sie auf sinnige Weise je nach Gelegenheit. Sie trug heute die weiße Musselflinbluse, von der Julius Kleiner immer sagte, daß sie ihr so ausgezeichnet stehe. Immer wieder schritt sie ordnend in der Stube umher; sie strich den prachtvollen neuen Kommodenüberzug glatt und stellte den riesigen Strauß von bunten Papierblumen genau in die Mitte. Zu dessen beiden Seiten waren Photographie- und Postkartenalbum chic plaziert. Hoch auf dem Wandgestell aber thronte der blendendweiße Gipsengel, und es war Hulda, als ob ein schöner Glanz von ihm ausgehen würde über den ganzen Raum.

Jetzt steckte Frau Rosa den Kopf durch die halbgeöffnete Küchentür und sagte ungeduldig: «Das Voressen ist genug. Wenn er jetzt nur käme!»

Gemeinderat Wäckerli, der bereits wartend am Tische saß, entschuldigte gelassen: er werde noch korrigieren müssen; auch glaube er, die vielen Säulissen könnten ihm mit der Zeit den Verleider anhängen.

«Es wird jetzt dann wohl ein wenig aufhören,» meinte Frau Rosa mit einem viersagenden Blick auf Hulda. Er lächelte kurz in sich hinein; es war ihm etwas eingefallen: «Ja, der Maurer Rebmann hat heute über Herrn Spöndly gesagt, der freße sich nun so in die Gemeinde hinein, daß man ihn gar nicht mehr herausbringen werde!»

«Aber, solche gräßlichen Ausdrücke zu gebrauchen!» hauchte Hulda entrüstet.

In diesem Augenblick klopfte es. Herr Spöndly trat ein und grüßte mit vielem Anstand nach allen Seiten. Frau Rosa war sofort ganz Wirtin. Mit Würde und Gemessenheit hieß sie Herrn Spöndly willkommen und nötigte ihn zum Sitzen. Hulda bedauerte im stillen, daß ihm die Kravatte etwas schief hing und daß er statt des flotten neuen Kleides den bereits etwas abgeschabten Gehrock trug. Sie setzte sich mit einem verbindlichen «Ich bin so frei!» neben ihn, bemerkte aber,

dß seine Blicke wie fragend in der Stube herumirrten. Nachdem er die Visitenkarte betrachtet und wieder weggelegt hatte, sagte er ganz nebenhin: «Sie seien im Welschen gewesen, Fräulein?» Sie verneigte sich schnell und sagte hocherfreut: «Oui, oui! Man kann eben doch nie genug für seine Bildung tun!»

In diesem Augenblick kam Breni mit der dampfenden Schüssel herein; sie sah in der neuen karrierten Armleschürze allerliebst aus. Herrn Spöndlys Augen taten sich gütlich an ihr, seine Blicke waren hell wie Weihnachtskerzen, und als sie ihm die Hand gab, wiederholte er unbewußt noch einmal alles, was er schon gesagt: wie ihn die Einladung freue und wie er das gar nicht zu hoffen gewagt habe...

Jacob Spöndly war mit keinem geringern Vorhaben hergekommen, als mit Verena Wäckerli über die Zukunft zu reden. Er hatte seinem Loggbuch eingestanden, daß es mit seiner Widerstandskraft zu Ende sei und daß er seinem Kurs wohl oder weh eine bestimmte Richtung geben müsse. Line Steiner? Nein, die mochte den Korb für sich behalten, den sie ohne Zweifel für ihn bereithielt! Nach reislichem Abwägen hatte er sich endgültig für das Breni Wäckerli entschlossen. Es gefiel ihm nicht recht, daß Pflegers Lydia Kolportageromane las, und nicht zuletzt kam auch die Ähnlichkeit Brenis mit Olga Schmitzler in Betracht. Am heutigen Abend mußte wo irgend möglich alles ins reine gebracht werden. Er freute sich schon auf die Überraschung, die er der Line Steiner bereiten wollte. Sie war seit zwei Tagen bei einer Schwester auf Besuch: wenn sie heimkam, konnte er sich als Bräutigam vorstellen! Die mußte nicht mehr glauben, daß er sich vor den Mädchen fürchte...

Wirklich hatte Jacob Spöndly in der neuen Umgebung und im Umgang mit der mutwilligen Line viel von seiner früheren Scheu und Unbeholfenheit abgestreift; er wußte ziemlich beherrzt und sicher aufzutreten. Jedoch war er nicht der Mann, der etwas verbergen können: auf eine Stunde weit konnte man es ihm ansehen und anmerken, daß außer Breni für ihn in diesem Hause niemand existierte. Und als sich diese nun gar ihm gegenüber an den Tisch setzte und lachend und scherzend mit ihm anstieß, da wurde ihm ganz warm unter der Weste. Ihr anmutiges Gesicht erschien ihm zwar in unmittelbarer Nähe etwas größer geschnitten, auch wünschte er, sie möchte die Haare nicht so glatt gescheitelt tragen und beim Lachen den Mund etwas weniger öffnen; aber an derlei Kleinigkeiten gewöhnte man sich ja! Der beharrlich an seiner Seite sitzenden Hulda gönnte er kaum hin und wieder einen flüchtigen Blick, geschweige denn ein Wort. So wurde diese merklich stiller und resignierter; sie sah den stolzen Turm ihres Traumschlosses lautlos in Staub und Schuttgeröll zusammenstürzen...

Unter allerlei ernsten und verständigen Gesprächen nahm das Säulissen seinen Anfang. Herr Spöndly gestand schmunzelnd, daß er noch nirgends so weiche und leckere «Fließli» und «Schnörrli» gegeßen habe. Gemeinderat Wäckerli wußte dann das Gespräch geschickt auf die Politik zu bringen. Er war kein Richt; aber er hatte die Gabe, dem, was andere dachten und sagten, mit klugen und gewählten Worten beizupflichten und es bei Gelegenheit auch als Eigengewächs zum besten zu geben. Er saß nun bald dreißig Jahre in der Bevölkerung, «damit die Zahl voll sei», wie einige boshaft

sagten; seine Ausdauer hatte ihm den Zunamen „Der ewige Gemeinderat“ eingebracht.

„Wie stellen Sie sich eigentlich zu den Ideenkreisen der Sozialisten?“ fragte er Herrn Spöndly unter anderem, und als er von diesem ausweichende Antwort erhielt, teilte er weitläufig mit, was für neue Kandidaten die Freisinnigen und die Konservativen im Frühjahr hätten aufstellen sollen, um mit ihrer Liste durchzudringen. Auch die neue Militärvorlage wurde eingehend erörtert. Aber Hulda beobachtete Herrn Spöndly scharf und glaubte bestimmt zu bemerken, daß ihm das alles furchtbar gleichgültig sei, daß ihm ein Lächeln um Brenis Lippen und ein Scherzwort aus ihrem Mund mehr bedeuteten als sämtliche National- und Ständeratskandidaten der ganzen Schweiz, die Sozialisten inbegriffen. Dennoch wagte sie hin und wieder einen verzweifelten Versuch, seine Aufmerksamkeit von Breni ab und auf sich zu lenken, nicht nur aus eigenem Antrieb, sondern weil ihr die Mutter mitten im geschäftigen Ab- und Zugehen mehrmals zornig mit den Augen zuzwinkerte, als wollte sie sagen: Was ist denn das! Kannst du dir nicht ein wenig Mühe geben? So servierte sie nun dem Guest die Kartoffelplatte und sagte mit ihrem süßesten Lächeln: «Voulez-vous des pommes de terre?» Herr Spöndly beachtete die Aufmerksamkeit nicht einmal; er redete über den Tisch weg mit Breni und erzählte ihr, wie er das berühmte Lustspiel „Im weißen Rößl“ im Stadttheater in Zürich gesehen

habe. So ein Werk sollte sie einmal mit ihm ansehen können! „Nun, wer weiß?“ fügte er vielsagend hinzu.

Nach dem zweiten Umgang fragte Jacob Spöndly, ob es vielleicht erlaubt sei, eine anständige Zigarre anzuzünden. O ja, sie rieche eine gute Zigarre sehr gern, sagte Hulda süß, aber in verzweifelter Stimmung: seine Augen hatten ja nur Breni gefragt. Er hielt sein Etui auch Herrn Wäckerli hin. „Ich rauche zwar sonst nicht,“ sagte der, „ich habe es seit drei Jahren nicht mehr probiert; aber weil wir nun so vergnügt beieinander sind, will ich mir auch wieder einmal eine erlauben.“

Hulda mußte bereits mit Reservetruppen ins Feld rücken. Das Postkartenalbum hatte sie erst später, mit Herrn Spöndly allein, genießen wollen. Nun nahm sie es mit einem heimlichen Seufzer von der Kommode und blätterte still für sich ein wenig darin. Dann nahm sie die mit J. S. gezeichnete Karte sorgfältig heraus und hielt sie ihm mit der lecken Frage: „Kennen Sie die?“ vor die Nase. Während er die Karte mit wenig Interesse zwischen den Fingern drehte, fast wie etwas Unappetitliches, versicherte sie ihm, daß ihr dieses reizende Motiv sehr gefalle und namentlich auch das Textliche und daß sie nicht umhin könne, ihm auch mündlich ihren aufrichtigen Dank auszusprechen.

Jacob Spöndly legte ihr die Karte wieder hin. Sie müsse sich absolut gar nichts daraus machen, sagte er, Hans Steiners Rezept wörtlich wiederholend; es komme auf dem Lande öfters vor, daß sich jemand einen dummen Scherz erlaube... Da schlug Hulda das Buch zu, stand geräuschvoll auf und verließ die Stube. Die Mutter ging ihr nach und sagte noch halb unter der Türe: „Ja, so ist's recht, Hulda... Nein, aber der Mensch...“

Frau Rosa war nämlich mit dem Gang der Dinge ebenso wenig zufrieden wie Hulda. Nein, wenn Herr Spöndly glaubte, er könne nach Belieben unter ihren Töchtern auswählen, war er auf dem Holzweg! Hulda oder keine! Das Breni mußte in Gehren Rößliwirtin werden, davon ließ sie kein Fota abmarkten!

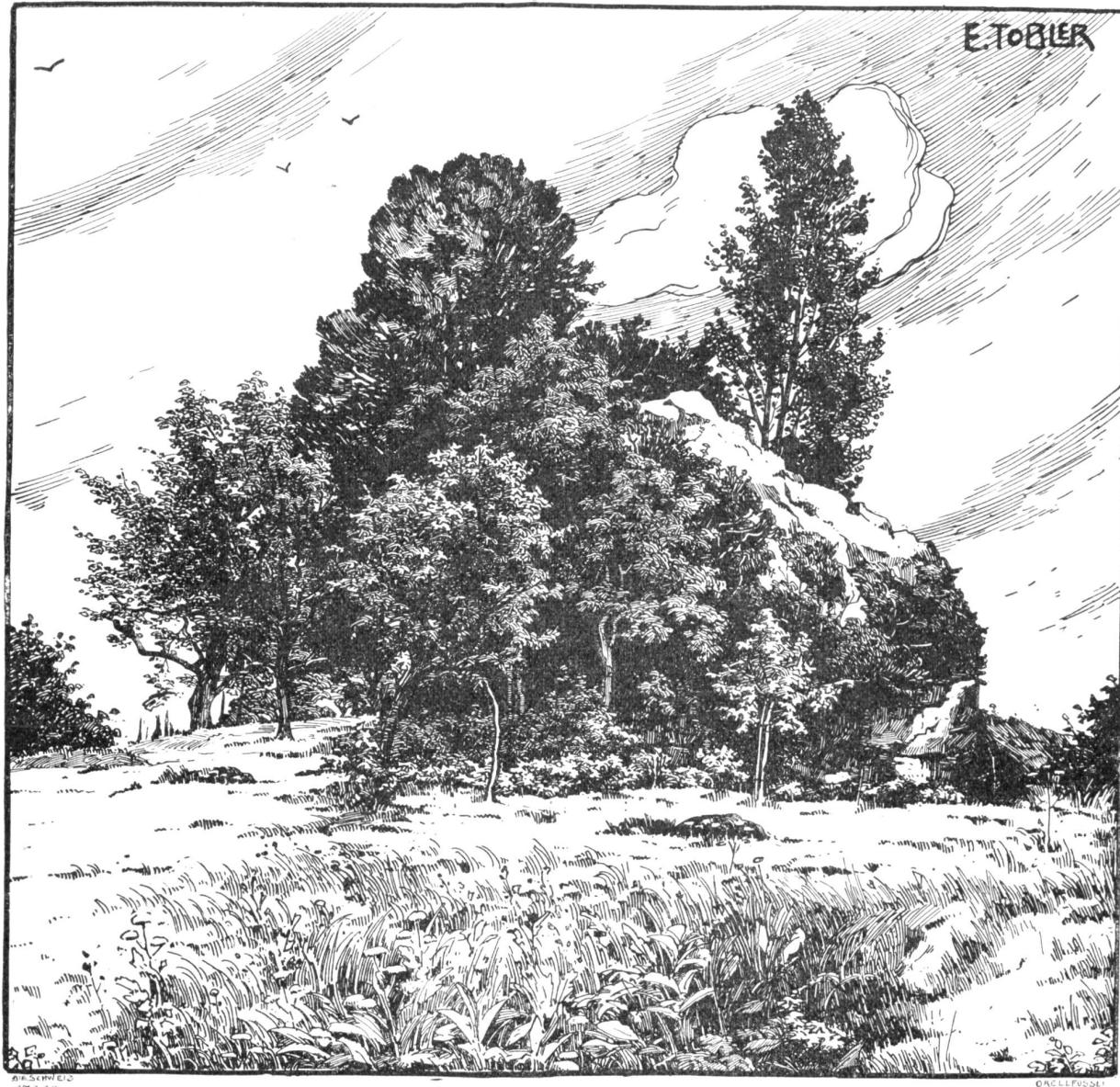
„Mich mächt' nur wild, daß sie so mit ihm tut!“ flüsterte Hulda jetzt unter Zornesfränen. „Und vorher hat sie gesagt, sie wolle nichts von ihm wissen, er habe zu wenig Schneid!“

„Er muß dich nicht reuen,“ tröstete die Mutter; „wenn ich den vorher recht ansehen hätte, wären unsere zwei Säulein jetzt noch gesund und munter!“

„Die armen Tiere!“ ergänzte Hulda wehmütig, flügte aber sogleich böse hinzu, es sei eigentlich nichts als wahr, etwas schneidiger dürfte Herr Spöndly schon sein, und wenn einer seine Krawatte so schief trage, zeuge das gewiß auch nicht von ordentlichen Charaktereigenschaften. Sie erklärte dann noch, daß sie ihren alten Plan wieder aufnehme und sich zur Saaltochter ausbilden lasse. Darauf rauschte sie noch einmal in die Stube hinein, nahm zornigen Blickes ihren Gipsengel vom Wandgestell, wobei sie



Wirtschaft zum Befluestein (ob Erlenbach). Nach Federzeichnung von Helene Tobler-Boxler, Zürich-Kaufbeuren.



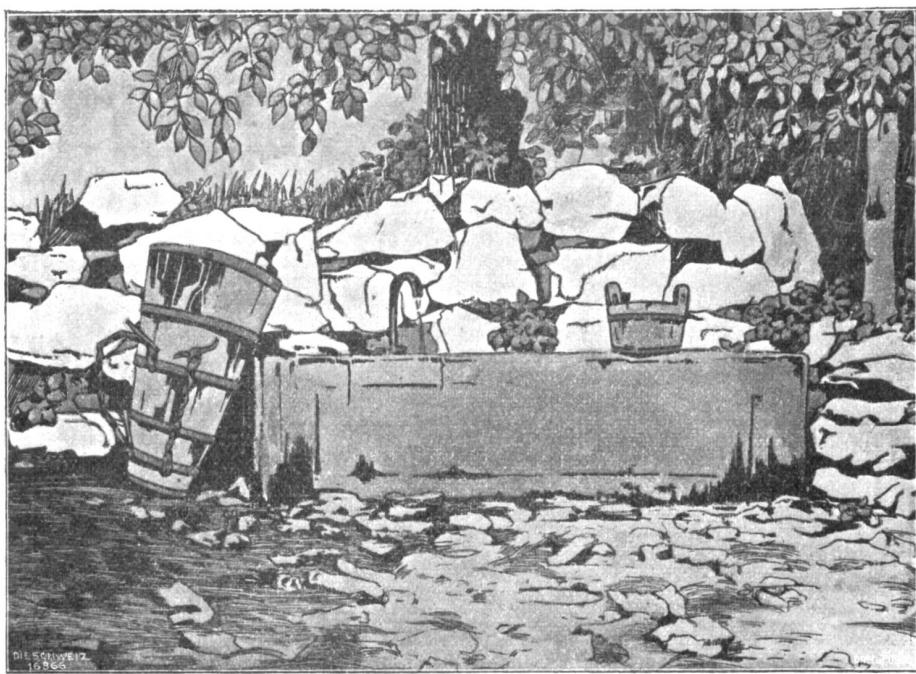
Der Pflugstein (ob Erlenbach). Nach Federzeichnung von Ernst Tobler, Zürich-Kaufbeuren.

Herrn Spöndly ein verächtliches „Dong Schuang!“ entgegenschleuderte, und zog sich dann ohne ein Wort des Abschiedes auf ihre Kammer zurück. Aber da sie doch nicht gleich hätte schlafen können, kramte sie noch ein wenig in ihren Sachen. Als sie auf die zwei silbernen Teelöffel von Julius Kleiner stieß, ging es wie ein Lächeln der Erlösung über ihr Antlitz. Sie setzte sich hin und schrieb auf eine ihrer rosa Visitenkarten eine kurze, aber inhaltsreiche Epistel. Als sie diese in den Umschlag gesteckt und adressiert hatte, ging sie mit dem beruhigenden Gefühl zu Bette, daß ihr Leben nun doch heute seinen Inhalt bekommen habe.

Drunten wurde das Säulissen ziemlich unvermittelt abgebrochen. Es war, als ob mit dem Gipsengel alle guten Geister aus der Stube gewichen wären. Das Auftragen des dritten Ganges unterblieb, und die Situation wurde geradezu verzweifelt, als Herr Ge-

meinderat Wäckerli, jedenfalls wegen des ungewohnten Rauchens, plötzlich Brechanfälle bekam und kaum Herr seiner Gefühle bleibend in ungeordnetem Rückzug einen verschwiegenen Ort aufzusuchen mußte.

Nachher erschien Frau Rosas hochgeröteter Kopf in der Küchentüre: „Breni, du kannst jetzt ins Bett; mit dir ist's nicht mehr zu früh!“ Diese erhob sich und ging mit einem lustig-trockenen „Gutnacht und kurze Zeit!“ hinaus. Frau Wäckerli aber konnte sich nicht enthalten, den Gast noch darauf aufmerksam zu machen, daß er halt hier in einem rechten Hause sei, wo man mit Mädchen nicht nach Belieben umgehen könne, wie etwa, er werde wohl wissen, wo... Jacob Spöndly stotterte in höchster Verwunderung, daß scheine ihm denn doch etwas stark und sie solle ihm sagen, ob sie etwas Ungerades von ihm wisse. Aber sie schlug ohne weiteres die Türe zu. Nach einem verständnislosen Kopfschütteln



Das Brünnlein (Motiv aus Erlenbach).
Nach kolorierter Federzeichnung von Helene Dobler-Bösl, Zürich-Kaufbeuren.

kam er zur Überzeugung, daß in dieser Lage das einzige Richtige sei, den Schauplatz zu verlassen.

Der andere Tag war ein Samstag, und Jacob Spöndly hatte den Nachmittag frei. Entgegen seiner Gewohnheit ging er gleich nach dem Essen aus. Er schlenderte nach der Wirtschaft zum Frohsinn hinab und plauderte und scherzte auf der Freitreppe mit der Wirtstochter Emilie, die ihm sonst ganz und gar zuwider war. Aber er mußte doch denen da drüben zeigen, daß sie ihm ziemlich gleichgültig seien und daß er bereits zur Tagesordnung übergegangen sei. Nicht zuletzt hatte ihn auch die uneingestandene Hoffnung hergeführt, Verena zu sehen und ihr sein Befremden über die gefrige Behandlung ausdrücken zu können. Wer weiß, es konnte ja dann etwas ganz Seltsames geschehen...

Als er bei einem Dreier Neuen saß, fragte Emilie, ob denn das Säulissen gut abgelaufen sei. "Ganz programmäßig!" log Jacob Spöndly und nahm einen Schluck. Die Wackerlin sei heute wild, berichtete Emilie jetzt in schadenfrohem Tone. Sie hatte die Gewohnheit, beim Sprechen ganz nahe heranzutreten und den Angeredeten hin und wieder leicht mit dem Ellbogen anzustoßen. Nämlich wegen dem Breni komme die Frau Gemeinderat ganz aus dem Häuschen; die habe nun einmal Farbe bekannt und gesagt, daß ihr sämtliche Nötzliwirtschöne auf der ganzen Welt gestohlen werden können und daß sie den Hans Steiner wolle oder keinen. Natürlich, das habe man im Dorfe schon lange gewußt; das Breni sei ja des Gärtners Hans zu Weg und zu Steg nachgelaufen, besonders seit der die Wachtmeisterschnüre bekommen habe.

"So, so," sagte Jacob Spöndly und bestellte einen zweiten Dreier. Er plauderte noch ein wenig mit Emilie und sagte beim Abschiednehmen, er freue sich jedes-

mal auf den Samstagnachmittag, weil er da regelmäßig einen Bummel durch das Käzlerholz mache; die frische würzige Waldluft bekomme ihm ausgezeichnet.

An diesem Abend war wieder eine Ansichtskarte von der Nebstockrieda da, die zweite seit acht Tagen. Fräulein Frieda schrieb sehr artig, daß ein Lebenszeichen von ihm sie hoch erfreuen würde, daß man ihn im gesellschaftlichen Leben in Spindlach und besonders im "Nebstock" mangle und daß es allgemein heiße, warum er denn nie einen Besuch mache...

Jacob Spöndly las die Karte zweimal durch und schritt dann nachdenklich im Zimmer hin und her. Wenn er nun ginge? Die Vorstellung hatte sich ihm bis jetzt immer feindlich gezeigt, die herrlichsten Pläne

hatte sie ihm kaltlächelnd durchkreuzt. Aber er hatte den Kopf hochgehalten und tapfer gegen den Feind angekämpft. Wäre es vielleicht klüger, jetzt einzulenken und die Fehde gegen den übermächtigen Gegner aufzugeben? Kein Zweifel, mit dieser Karte gab ihm das Schicksal einen Fingerzeig: Jacob Spöndly, verlange nicht Unmögliches! Dein Teil an Erdenglück und Wonne ist höheren Ortes bestimmt, jede Auflehnung gegen die unabänderlichen Ratschlässe der Vorstellung ist Wahnsinn!

Da suchte er nach einem Fahrtenplan und sah nach der Uhr. Richtig, es langte noch auf den Sechsuhrzug. Dann war er um acht Uhr in Spindlach und hatte den Abend und den ganzen Sonntag für sich. Schon Ende nächster Woche konnte er dem heimtückischen Breni und der staunenden Line eine Verlobungskarte unter die Nase halten...

Ruhigen Schrittes, als ob es sich um einen gewöhnlichen Spaziergang handeln würde, wanderte Jacob Spöndly eine halbe Stunde später der Station Gehren zu. Er fühlte sich ganz als Verbündeter seines Schicksals, und es war ihm zumute wie einem Weitgewanderten, der sich nach langen Irrfahrten glücklich heimgefunden hat. Einzig, wenn er an die verliebten Blicke des Herrn Reichel dachte und wie er der Frieda einmal die Hand gestreichelt, kam vorübergehend ein Gefühl der Beklemmung über ihn, und er fing unwillkürlich an, langsam zu gehen...

Noch gute fünf Minuten vom Bahnhof entfernt, hörte er zu seiner nicht geringen Verwunderung den Zug einfahren. Ohne sich lang zu besinnen, schlug er den Laufschritt an; es kam ihm dabei eine Stelle aus Schillers Bürgerschaft in den Sinn:

Die Angst bestürgelt den eilenden Fuß,
Ihn jagen der Sorgen Qualen...

Denn wenn er diesen Zug verfehlte, konnte er Spindlach heute nicht mehr erreichen!

Aber sein Ringen war umsonst: schon setzten sich die drei glühenden Augen wieder in Bewegung; an der geschlossenen Barriere stehend, konnte er dem höhnen weiterpustenden Zuge nachsehen. Wie er so stand und überlegte, ob er noch im „Rößli“ einfahren oder sofort den Heimweg unter die Füße nehmen sollte, kam von der andern Seite her jemand auf die Barriere zu: Line Steiner. Sie trug ein leichtes Käfferchen und rief ihn schon von weitem lachend an: „So, das ist nun der erste vernünftige Einfall, daß Sie mich hier abholen kommen! Dafür sollen Sie morgen einen Zucker mehr im Kaffee haben!“

Bei aller angeborenen Unbeholfenheit hatte Jacob Spöndly die schöne Gabe, sich in plötzlich veränderte Situationen verhältnismäßig leicht zu finden und gute Miene zum bösen Spiel machen zu können. So schritt er jetzt, nachdem die Barriere geöffnet war, mutig auf Line zu und sagte mit dem aufrichtigsten Tone von der Welt: „Nicht wahr, ich darf so frei sein? Ich habe zwar nicht sicher gewußt, ob Sie mit diesem Zuge kommen würden; aber ich habe mir gedacht, es werde Sie vielleicht freuen, wenn ich Ihnen das Gepäck ein wenig tragen würde...“

„Ach, wie lustig, daß hätt' ich gar nicht geglaubt, daß Sie ein so gutes Herz haben!“ scherzte sie unbefangen, und er antwortete prompt: „Man kann sich eben oft in den Menschen täuschen!“

Während sie noch an den letzten Häusern vorbeischritten, aus denen Lampenschimmer auf die Straße fiel, plauderte und fragte sie dies und das, ohne ihn zum Antworten kommen zu lassen. Ob denn das Wurstmahl bei Wäckerlis gut abgelaufen, ob eigentlich der Hans, ihr Bruder, auch dabei gewesen sei? Ob er, Spöndly, sich nicht mit Hulda verlobt habe? Denn irgend einen Erfolg sollten doch die vielen Säulischen endlich haben, sonst verleide es den Leuten...

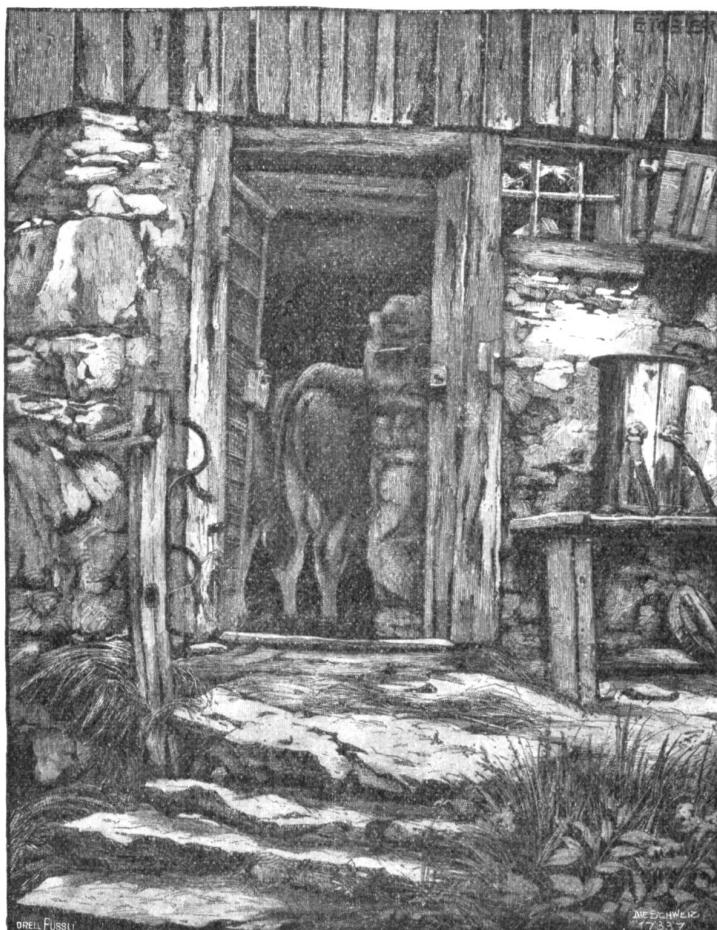
Jacob Spöndly schielte immer und immer wieder verstohlen nach Line hinüber; er konnte sich gar nicht satt an ihr sehen. Sie schaute wirklich doch zum Anbeißen hübsch aus! So gesund und rotbackig wie ein Apfel am Zweig! Einen so hübschen Winterhut hatte er noch nie gesehen! Und wie die gelben Ringellocken eigenständig drunter hervorguckten! Es war bereits soweit mit ihm, daß er sich heimlich ein Kamel schalt, weil er von dieser hatte weglaufen und eine Rebstockfieda gegen sie eintauschen wollen.

Sie hatten nun das Dorf hinter sich. Line war ein wenig stiller geworden. Da warf Jacob Spöndly, einem klugen Einfall folgend, die Worte heraus: „Darf ich Ihnen meinen Arm anbieten, Fräulein?“

„Mit Ihrem ewigen ‚Fräulein!‘“ tadelte sie leicht hin. Aber das Wunderbare geschah doch: sie legte ihren runden Arm in den seinen, und zwar nicht furchtlos und zögernd, sondern ganz leck und unbedenklich, wie

wenn das etwas Selbstverständliches wäre. Es ging ein Schauer der Wonne durch seinen Körper; er hatte nicht gewußt, daß es so angenehm sei, neben einem hübschen Mädchen zu gehen. Es schien ihm, als ob er nie etwas Lieberes und Freudlicheres erlebt hätte. Wie eine plötzliche Eingebung kam es über ihn: Heut ist mein großer Tag! Und von dieser Gewißheit seltsam durchdrungen, wagte er es sogar, ihren Arm ganz leise, ohne daß sie es merken sollte, an sich zu drücken und ihr zu bekennen, daß es ihn nun sehr gefreut habe, sie treffen zu können und ihr einen kleinen Dienst zu erweisen. Sie meinte dagegen, daß ihm gewiß so ein kleiner Spaziergang in der frischen Luft besser bekomme, als wenn er immer die Nase in die Bücher stecke und von verrückten Liebschaften lese, wo die Leute so herumzwirbeln wie an Drähten, daß man immer denken müsse: so dumm kommen denn doch die Menschen nicht auf die Welt!

„Sie können so verständig reden,“ lobte er sie, innerlich darüber erfreut, daß er ihr gegenüber so beherzt und mutig zu bleiben vermochte. Und in der plötzlich aufkeimenden Furcht, ein böser Zufall möchte ihm die herrliche Gelegenheit entreissen, flügte er ganz unvermittelt hinzu: „Ja, Fräulein Line, ich will es Ihnen gleich sagen: Sie gefallen mir jeden Tag besser! Zuerst meinte ich, es sei alles nur Spaß an Ihnen; weil ich Sie nun aber kenne — ja — und schon wegen den unvernünftigen Säulischen würde ich mich gern auf Weihnachten verloben...“



Der Stall (Motiv aus Erlenbach). Nach farbiger Federzeichnung von Ernst Döbler, Zürich-Kaufbeuren.

Sie mußte sich doch einen Augenblick besinnen. „Hm, Sie haben sehr wunderliche Einfälle, besonders als Junggeselle!“

„Aber davon redet doch niemand mehr,“ sagte er beteuern. Ohne es zu bemerken, hatte er angefangen, schneller zu gehen. Sie hielt ihn ein wenig zurück und sagte: „Nur nicht gar zu scharf; der Weg ist hier frisch befestigt! Und dann wollen wir lieber von etwas Vernünftigem reden!“

Jacob Spöndly verzweifelte schier; sein Atem ging mühsam, als er jetzt zaghaft einwendete: „Aber, was könnte denn vernünftiger sein, als . . .“

„Bitte, darf ich Ihnen das Käfferchen vielleicht ein wenig abnehmen? Es scheint Sie zu sehr anzustrengen!“ unterbrach sie ihn mit neckischer Anspruch. Er wehrte gelassen ab. Dann stand er plötzlich still und sagte bestimmt: „Ich will es also wissen, gleich jetzt! Keinen Schritt gehe ich weiter!“

„Was wissen?“

„Ob Sie mich wollen oder nicht!“

„Das hätte ich Ihnen schon vor acht Tagen sagen können! Kommen Sie, oder ich gehe allein!“

Jacob Spöndly blieb diesmal standhaft. „Ich komme nicht! Jetzt, in dieser Minute müssen Sie mir Antwort geben!“

Line mußte ein wenig lachen. „So, also Sie glauben doch auch, daß ich zu etwas auf der Welt bin? Wissen Sie was: wenn ich Ihnen morgen den Kaffee einschenke, dürfen Sie mich ansehen; wenn ich dann lache, dann können Sie denken . . .“

„Aber, so lachen Sie doch lieber gleich jetzt!“ bettelte er inständig.

„Sie könnten es ja doch nicht sehen; es ist zu dunkel!“

Etwas anderes war vorläufig nicht aus ihr herauszubringen, und er ließ sich zum Weiterschreiten bewegen, war aber hartnäckig genug, sie nach einer Weile noch einmal um bestimmten Bescheid zu bitten; sonst fahre er morgen nach Spindlach und mache vielleicht etwas Dummes . . .

Sie lachte verstohlen nebenaus und sagte mit erzwungener Ernsthaftigkeit: „Oder vielleicht wäre Pflegers Lydia noch zu bewegen, weil nun das Breni Wäckerli schon einen hat!“

Er schrak heftig zusammen und stand wieder still. „Jaa — können Sie denn in meinem Herzen lesen?“

„Nein, aber in Ihrem Loggbuch, wenn Sie es die halbe Zeit auf dem Tisch liegen lassen!“

Jacob Spöndly stand niedergeschmettert. „Ist es nun ganz aus?“ fragte er nach einer Weile tonlos. Und als sie nicht gleich antwortete, drängte er weiter in sie: „Besinnen Sie sich! Reden Sie!“

„Ich habe mich schon besonnen,“ erwiderte sie bestimmt. Aber sogleich kam der Schalk wieder in ihre Stimme. „Es freut mich, daß Ihnen meine Zöpfe so gefallen und mein weißes Halskräuschen; aber weil

andere Mädchen auch Zöpfe und Halskräuschen haben, will ich Ihnen lieber noch drei Wochen Bedenkzeit geben.“

„Wie soll ich das verstehen!“ fragte er zaghaft.

In diesem Augenblick wurden sie zu seinem großen Bedauern von einem Fuhrwerk eingeholt und zum Aufsitzen genötigt. So mußte er die Sache für einmal auf sich beruhen lassen, abgesehen von einigen Duzend leisen Händedrücken, die er ihr versthohenerweise zu geben wagte.

Daheim angekommen, ging er gleich auf sein Zimmer und machte Licht. Er suchte mechanisch sein Loggbuch hervor, um seinem übervollen Herzen Lust zu machen. Aber wie er nun ein wenig las und blätterte, kam ihm alles hölzern und einfältig vor; es schien ihm, er sei plötzlich um Jahre älter geworden und, was vor ihm liege, sei Knabenspielzeug. Und das alles hatte nun Line gegeben! Was mußte sie von ihm denken! Er warf das Buch in eine Ecke, stülpte sich den Hut auf und ging noch einmal ins Freie.

Während Line in der Stube beim aufgewärmten Kaffee saß, redete Frau Steiner allerlei in den Wandkästen hinein, in welchem sie sich zu schaffen machte, zum Beispiel: so etwas gefalle ihr sonst nicht, sie, Line, müsse sich in acht nehmen, man komme den Leuten schnell in die Mäuler, aber nicht so schnell wieder heraus.

Line legte den Löffel weg und studierte ein wenig. Dann fragte sie, was denn die Mutter im ganzen dazu meine und ob es wohl voreilig wäre . . .

Da wurde Frau Steiner aufmerksam und schloß die Kastentüre zu. „Aha, wenn es so ist . . . Ja, ich will dir nur sagen, daß ich jetzt weniger gegen ihn hätte als im Anfang!“

„Und ich hatte schon gleich im Anfang nichts gegen ihn!“

Frau Steiner verstand. „Aber ein anderes Kostort muß er halt dann suchen; das würde sich nicht schicken . . . Und der Adolf im Höfli? Was wird denn der dazu sagen?“

„So, der?“ Line wurde resolut. „Der kann mir gestohlen werden! Habt Ihr's denn noch nicht gemerkt? Am Herbstsonntag bin ich mit ihm fertig geworden. Er hat mich dreimal nacheinander sitzen lassen und hat mit Pflegers Lydia getanzt. Und es war sogar ein Walzer dabei!“

Damit waren die Verhandlungen für heute beendet. Line saß noch eine gute Weile allein in der Stube und machte sich Gedanken. Da hörte sie jemand ins Haus kommen; sie kannte den Schritt und horchte gespannt, ob Herr Spöndly vorbeigehen würde — Richtig, der Drücker bewegte sich sachte, die Stubentüre öffnete sich ein wenig.

„Line, darf ich noch für einen Augenblick hereinkommen?“

Sie lachte und sah ihn an mit dem hellsten Sonntagsgesicht:

„Ja, weil Sie einmal nicht ‚Fräulein‘ sagen!“





Emanuel Schaltegger (1857—1909).

Madonnenköpfchen.